



## Philosophie

**Das Einkaufen** (zum Buch «Die geheimen Verführer» von Vance Packard): Durchleuchtung der menschlichen Banalität als philosophische Methode – Ein nachdenklich stimmendes Buch – Drang nach «Wertbestätigung» und die Unmöglichkeit, wirklich Person zu sein – Die Grundschild des Daseins und das Suchen nach Sicherheit – Das Wesen des Geistes als «Heimatlosigkeit» und darum Verlangen nach «Verwurzelung» – Die Maßlosigkeit eines Kraftlosen – Als Geschenk fangen wir an zu «sein» – Die innerste Bedeutung von Liebe und Tod: Unsterblichkeit.

## Theologie

**Das Konzil und die von uns getrennten Christen:** 1. Die Schwierigkeit einer Teilnahme

der Getrennten – Wenig Fortschritte seit Sardica – Des Jesuiten Laynez' Ansicht auf dem Trienter Konzil – 2. Das Element der Rechtmäßigkeit bei den Orthodoxen – «Kirchen-Spuren» bei den Reformierten – 3. Von der Bedeutung eventueller Beobachter am kommenden Konzil – Unterbelichtete Wahrheiten in der katholischen Kirche – Die Zeiten sind andere geworden.

## Ex urbe et orbe

**Christen im arabischen Raum:** Islam ist für die leitenden Kreise eine nationale Angelegenheit – Die Christen sind «anders» – Die Lage in Ägypten: 10 000 Christen konvertieren zum Islam – die Schulverhältnisse – Des Libanon Leidensgeschichte: der Christen

starke Stellung – der tiefste Grund des Bürgerkrieges – der revolutionäre Patriarch Méouchi – Jordanien und Irak – Bilanz.

## Soziales

**Das Ende des Wirtschaftsliberalismus** (Reflexionen zur «Semaine sociale» in Angers): Die «Sozialen Wochen» in ihrer Bedeutung – Der Rekordbesuch in Angers – Themen – Wir Europäer leben falsch – Hungerhilfe und Rüstungsausgaben – Frankreich gibt am meisten für Unterentwickelte – Der wirtschaftliche Liberalismus führt heute zum Kolonialismus – Europäische Abkapselung – Die Bedeutung der mittleren Schichten – Nicht spektakuläre Werke sind nötig – Der Mensch bleibt sich überall gleich.

## «Wir haben gut eingekauft»

(Philosophische Glossen zu Vance Packard's Buch «Die geheimen Verführer»)

Das Einkaufen. Was für ein merkwürdiges Ding. Es ist erstaunlich, wie wenig der Mensch in der Tat braucht und wie viel er dennoch verbrauchen kann. Darin liegt eine jener Sinnlosigkeiten des Alltagslebens, die dem Philosophen einen tiefen Blick in das menschliche Dasein überhaupt gewähren.

Man wird uns vielleicht vorwerfen, die folgenden Gedanken hätten ebensogut in einem anderen Zusammenhang entwickelt werden können. Der Vorwurf ist durchaus berechtigt. Wir haben trotzdem – wenigstens hier und jetzt – die altbewährte philosophische Methode nicht verleugnen wollen: in den Banalitäten des Alltags zeigt sich das Innerste des Daseins. Wir könnten unseren Vorsatz in der gegenwärtigen Untersuchung folgendermaßen ausdrücken: Durchleuchtung der menschlichen Banalität, und zwar der an das Skurrile grenzenden Banalität. Dies aber aus zweifachem Grund. Vor allem: es beglückt uns immer, in den ganz unscheinbaren Gegebenheiten die Spiegelung einer ewigen Würde zu sehen. Dann aber auch: eine Aussage gewinnt an Allgemeingültigkeit, wenn sie aus den einfachsten Alltagsgegebenheiten herausgeschält wird; findet man nämlich eine Bestimmung «sogar» in diesen einfachsten Zusammenhängen, dann ist man sicher, sie überall im Dasein auffinden zu können.

Es gibt Einsichten, die nur aufgehen, wenn man ganz einfache Dinge betrachtet. Die eigentliche Aufgabe des Philosophen – Augustinus hat sie wenigstens so aufgefaßt – besteht darin, in den kleinsten Dingen die Bilder des Ewigen zu entdecken. In

den kleinsten Begebenheiten des Lebens begehen wir täglich die Mysterien unseres Seins. Léon Bloy bemerkte einmal in seinem drollig-tiefen Essay «Exégèse des lieux communs»: «Welcher Schrecken für den Gastwirt oder den Kurzwarenhändler, welches Entsetzen für den Apotheker und den Inspektor wäre es, wenn sie plötzlich entdeckten, daß sie ahnungslos Ungeheures aussprechen.» Für unsere Zwecke könnten wir diesen Satz ein wenig abändern: «... ahnungslos Ungeheures erfahren.» Was ist aber einfacher und alltäglicher, als das Einkaufen. Täglich kommt es vor und täglich bedeutet es neues Kopfzerbrechen, neues Wagnis und manchmal sogar neue Freude (zu schweigen vom eventuellen Zornesausbruch des geplagten Gatten).

Vor zwei Jahren erschien in den Vereinigten Staaten ein merkwürdiges Buch von Vance Packard: «The Hidden Persuaders», das man jetzt in deutscher Übersetzung genießen kann: «Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewußten in jedermann» (Econ-Verlag, Düsseldorf, 1958, 320 S., Ganzleinen DM 16.80). Der Verfasser berichtet davon, wie die Überredungskünstler unserer Zeit, er nennt sie unsere «geheimen Verführer», die neuesten Errungenschaften der Tiefenpsychologie dazu benützen, aus uns immer mehr Geld herauszupressen. Das Buch hat uns sehr nachdenklich gestimmt. Wir konnten uns lebhaft vorstellen, wie es Pawlows dressiertem Hund zumute war. Die Optimisten werden hier viel Ergötzliches finden, für den Pessimisten ist das Ganze ein Signal, daß die Welt Georg Orwell's und seines Großen Bruders bereits schon begonnen hat. Doch gehört all das in ein anderes Kapitel. Packard's Buch interessiert uns hier nur wegen eines einzigen Kapitels («Verborgenes Verlangen schafft Märkte», S. 93–105), das uns anhand von recht eindrucksvollem Beispielmaterial die verborgenen Motive unseres «Einkaufstriebes» aufdeckt.

Man stelle zum Beispiel fest, daß die meisten mit Kühlschränken gezierten Haushalte (es gibt deren unzählige) ihn eigentlich gar nicht gebrauchen, ja, daß die ganze Angelegenheit wirtschaftlich vollkommen sinnlos ist. Die «Motivations-Researchers» der Werbeagentur Weiß & Geller gingen diesem Problem nach und entdeckten, daß man heutzutage nicht so sehr Kühlschränke, als «Sicherheitsgefühl» kauft. Man verkauft uns keine «bloßen» Waren. Wir kaufen vielmehr «Wertbestätigung», «Verwurzelung», «Kraftgefühl», «Unsterblichkeit» und dergleichen mehr, deren Symbol das erworbene Ding ist. Aus der Untersuchung einer Lebensversicherungsagentur ergab sich Folgendes: «In vielen Fällen enthüllten unsere Projektionstests den brennenden Wunsch des Befragten nach Unsterblichkeit, um seine Familie noch nach dem Tode beaufsichtigen zu können. Diese Menschen versichern sich gegen das Ausgelöschtsein durch die Gewißheit, ihre Familie weiterhin beherrschen, den Lebensstandard der Familie bestimmen und die Erziehung ihrer Kinder leiten zu können, nachdem sie längst von hinnen gegangen sind» (S. 104). Wir wollen den Leser nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Einsichten noch recht oberflächlich sind. Sie sind Ergebnisse von Untersuchungen, die von Werbefachleuten geführt wurden, von Männern also, die nur die geeignete Verkaufsformel finden wollen und gar nicht weiter fragen, wie eigentlich diese merkwürdigen Tatsachen zu begründen seien. Man kann ihnen das nicht übelnehmen. Hier fängt nämlich schon die Philosophie an – und damit unsere gegenwärtige Untersuchung.

Zum Eingang noch eine Bemerkung. Das menschliche Dasein lebt in Schichten. Es baut sich «hinaus» aus einem letzten Kern. Dieser entzieht sich jeglichem Zugriff. Wir sind daher gezwungen, das aus uns aufsteigende Unbekannte dort zu erfassen, wo sein Licht sich in tausendfachen Spiegelungen zerstreut. Man versucht dann die Lichtstrahlen bis zur Lichtquelle zurückzuverfolgen. Dies wird nie vollkommen gelingen, da unser inneres Licht sich letztlich immer im Unfaßbaren verliert. Meistens sehen wir nur halberhellte Seelenlandschaften in uns. Das ist aber schon sehr viel und genügt oft, um zu vermuten, von woher eigentlich das Licht kommt, wenn man auch weiter nichts über es auszusagen vermag. Diese Bemerkung soll nur andeuten, wieso wir hier mehr, besser gesagt «anderes», versuchen als die bloße Feststellung innerseelischer Motivationen, wie es im Buch Packards – übrigens auf eine amerikanisch-populäre Art – geschieht.

### Wir kaufen «Wertbestätigung»

Man erkaufte das Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit. Ein neuer Anzug, ja sogar eine neue Krawatte schafft aus uns einen neuen Menschen. Wie oft beobachtet man bei den Kindern die Euphorie, jene Erhebung des ganzen Daseins, die das Zeichen der Vollendung ist, beim Erhalt eines unbedeutenden Geschenkes? Der Mensch versucht durch etwas Erworbenes sich selbst zu beweisen, daß er etwas Besonderes ist, daß er ein Wertzentrum darstellt. In jedem von uns lebt ein «nouveau riche». Freilich spielen soziale Spannungen mit hinein. Man kann zum Beispiel in England – in einem Land, wo der ungeheure soziale Aufschwung der Arbeiterklasse es möglich macht, geradezu Einkaufsorgien zu veranstalten – beobachten, wie dieser Wunsch nach Wertbestätigung den Menschen zu sinnlosen Erwerbungen verleitet. Fernsehapparat, verschiedene Typen von Tonbandgeräten usw. in einem auffälligen Haus ohne Bad! Andererseits liegen die Wurzeln des Dranges nach Wertbestätigung tiefer als im rein Sozialen. Nicht nur dem andern will man «zeigen», daß man etwas ist, indem man etwas Erworbenes zur Schau stellt. Man will auch, oder sogar in erster Linie, vor sich selbst wichtig erscheinen. Wir flüchten zu erworbenen Kostbarkeiten, um uns zu beweisen, daß wir aus Eigenschicksal bestehen, daß unser eigenes Dasein unendlich kostbar ist. Dabei steigt etwas aus der metaphysischen Tiefe

unseres Daseins empor, und zwar ein dumpfes Gefühl der Fragwürdigkeit.

Ein Gefühl der Fragwürdigkeit des Daseins. Das ist ja der Ausgangspunkt jeglichen Philosophierens. Einmal im Leben steht ein jeder von uns an einer Stelle des Daseins, wo die Einsamkeit anfängt zu wachsen und die Welt in eine unheimliche Ferne entschwindet. Augustinus hat den Tod eines jugendlichen Freundes auf eine Weise erfahren, die ihn plötzlich den letzten Fragen des Daseins gegenüberstellte; Pascal wurde durch ein mystisches Erlebnis zur letzten Einsamkeit gerufen. Dieses Empfinden der Fragwürdigkeit kann aber auch aus einfachsten Erfahrungen emporsteigen. Man wird plötzlich durch irgendein alltägliches Geschehen angestoßen, es befällt einen ein merkwürdiges Gefühl der Unsicherheit und man empfindet sich auf einmal desorientiert in einer Welt von ungewissen Dingen. Dabei kann das ganze Dasein in Aufruhr geraten. Wir erinnern uns noch lebhaft, wie vor einem Jahr die Schreckenstat eines sechzehnjährigen Mädchens uns ganz handgreiflich bewies, was für Gefahren in dieser «philosophischen Erschütterung» verborgen sind. Diana Daye Humphries hatte sich eines Tages nach der Schule im «living-room» des Familienhauses versteckt und wollte mit einem Gewehr ihre ganze Familie umbringen. Sie tötete ihren Bruder – und nachher versagten ihre Nerven. Ihre polizeiliche Aussage ist ein schreckliches Beispiel dafür, wie eine allumfassende Bestürzung das ganze Dasein plötzlich und scheinbar ohne angebbaren Grund ergreifen kann. Wir zitieren die Aussage aus der Zeitschrift «Time» (6. Oktober 1958): «Meine Mutter geht täglich zur Arbeit und kommt ermüdet heim. Mein Vater tut das gleiche und er hat Magengeschwüre. Bei uns war alles immer müde. Mir schien, daß wir immer nur aufstehen, zur Arbeit oder zur Schule gehen, heimkommen, kochen, essen, spülen, ins Bett gehen und wiederum aufstehen. Das war zu viel für uns alle und wir waren immer müde. Ich lag in meinem Bett und plante, wie ich uns alle umbringen könnte. Ich wollte jedes von uns schnell töten, damit niemand mehr zu leiden brauchte.» Das Tragische hier ist kein Wesenselement der «philosophischen Bestürzung». Diese kann sogar in einem «ganz vernünftigen» Dasein auftreten, bei den geordnetsten Verhältnissen und bei der größten Wohlhabenheit. Ja es scheint uns, daß gerade diese Leute in ihrem Inneren ständig von dieser Bestürzung bedroht sind. Robert McLaughlin beschreibt in seinem Buch «The Notion of Sin», wie bei jeder «cocktail party» einmal ein Moment kommt, wo einer sich plötzlich ganz allein in einer Ecke befindet, nervös die Eiswürfel in seinem Glas herum-schwimmen läßt und sich im Geheimen fragt: «Was suchst du eigentlich hier?» In diesem Moment scheinen die geistreichen und gut angezogenen Herren leer, die netten und lächelnden Frauen traurig zu sein. Das Empfinden von einer unbeschreibbaren Panik geht dann gewöhnlich mit dem nächsten Glas vorüber, das Ganze zeigt aber, wie nahe unter der oberflächlichen Sicherheit die Grundbestürzung liegt. Claudel gab diesem Empfinden einen literarisch vollendeten Ausdruck in den Einführungsversen der zweiten Fassung von «Tête d'Or».

Nun ist diese ganze Erfahrung wohl ganz undeutlich. Ihr Ausdruck, die Weise wie man gewöhnlich über sie berichtet, ist unsicher und für einen Philosophen höchst «untechnisch». Man beschreibt sie etwa folgendermaßen: man empfindet einen Überdruß vor sich selbst. Dieser nimmt zuweilen so sehr überhand, daß man es nicht mehr ertragen kann, nur einen Augenblick allein zu bleiben. Etwas geschieht mit uns, wir handeln, wir begeben uns in die Ereignisse hinein, aber all das geschieht mit einer erschreckenden Fremdheit. Man weiß sich in seinem Inneren verloren. Ein Spielzeug undurchschaubarer Ereignisse; einsam, ziellos, sinnlos und vereinzelt. Namenlos und wie ohne Form, gleichsam ohne ruhende Eigenart. Man weiß nicht, wo die Ereignisse hingehören. Das Dasein scheint einem aus den Händen zu fallen – wie einem Menschen, der zu viele Pakete tragen will. In einer großen Dämmerung geht man

dahin mit unwissenden Sinnen. Wie durch Zufall hiergelassen, zwischen maßlosen Ansprüchen und lächerlicher Verwirklichung. Ja, im tiefsten Innern fühlt man sich lächerlich. Ein unechtes Dasein, in sonderbarem Zwielficht.

Versucht man die Grundgestalt dieser Erfahrung aus der Verflochtenheit der Bilder, Eindrücke, Einsichten und Gefühle herauszuheben, um die dahinterstehende Tiefenstruktur an den Tag zu bringen, so findet man eine innere Qualität, die all unsere Akte, Taten und Erlebnisse gleichsam einwickelt. Eine grundsätzliche Unmöglichkeit, unsere eigenen Taten einzuholen, sie voll personal zu gestalten. Ja, tiefer, eine Unmöglichkeit, wirklich Person zu sein. Unser Selbst läuft uns immer voraus, gleichsam ohne unser Zutun, nach einem fremden Rhythmus des Geschehens. Die ersten Regungen sind nie wirklich «von uns», wir gehen ihnen nach, durch etwas Fremdes bewegt. Eine Unaufholbarkeit der Natur durch die Person. Eine Unaufholbarkeit, die all unsere Ohnmacht uns selbst, den Dingen, den Mitmenschen und den Ereignissen gegenüber begründet und in all unseren Erlebnissen gleichsam am Rande des Bewußtseins mitvollzogen wird. Eine Ohnmacht, die all unser Tun von vornherein nichtig, ja sogar lächerlich macht. Eine metaphysische Lächerlichkeit des Daseins, deren Möglichkeit Aurelius Augustinus so erschütternd erfahren hat. Steht es aber damit so, ist es dann verwunderlich wenn wir in einem Leblosen, in einem Erkauften das suchen, was uns innerlich entgeht: Bestand und Werterfüllung? Freilich läßt uns das Erkaufte weiterhin einsam. Darin besteht ja die Tragik jeglichen Besitzens. Aber auch das Glück der Geschäftsleute, die uns immer wieder etwas Neues, Wertbestätigendes verkaufen können.

#### Wir kaufen «Sicherheit»

Man kauft keine Kühlschränke, man kauft das, was der menschliche «Hamster» in einem Kühlschrank erblickt: Sicherheit. Sicherheit der Aufspeicherung oder wenigstens des Aufspeichern-Könnens. Genau so verhält es sich mit den Klimaanlageanlagen (Packard, S. 94-95). Sie machen aus dem Heim etwas Geschlossenes, sie lassen die frische Luft herein, aber nur die Luft, nichts anderes, nichts Böses. So kann man (falls man dadurch nicht in Klaustrophobie gerät) sich geschützt und umhegt wissen. Es sind noch zahlreiche andere Dinge, die wir nur kaufen, weil wir uns unsicher fühlen.

Unsicher. Gewiß nicht nur wegen der täglichen Bedrohungen unseres Daseins, nicht nur in den täglichen Erlebnissen unseres Versagens. Freilich spielt all das mit hinein. Die Psychologen berichten aber, daß die Summe des täglichen Unsicherheiten bei weitem nicht die von uns empfundene innere Unsicherheit ergibt. Die Ursprünge unserer Unsicherheit liegen tiefer, näher bei unserem Seinsursprung. Es gibt in uns, sowohl in unseren Wacherlebnissen als auch in unseren Träumen eine Qualität, eine Atmosphäre der hintergründigen Unsicherheit. Damit aber zugleich eine Erinnerung an einen Zustand der Geborgenheit. Wenn wir hier «Erinnerung» sagen, dann ist das Wort weiter zu fassen, als man es gewöhnlich gebraucht. Es meint eine Schicksalsbestimmung verborgener Art. Eine Daseinsverlorenheit, eine innere Wunde des Verlorenhabens und des Verlorenenseins. Eine Urerinnerung, die zum Zustand geworden ist, zur ontologischen Grundlage des Daseins. Ein «Urtrauma» des menschlichen Wesens, das ja nicht bewußt nachvollzogen werden muß, um ständig wirksam zu sein. Es geht unbewußt in all unsere Haltungen, in die Gestimmtheit des Daseins, in seine Stellungnahme, in sein Schicksalsgefühl hinein. Man lebt in einer ständigen Verzweiflung, ohne ausdrücklich darum zu wissen. An den Wurzeln dieser Verzweiflung liegt aber Schuld. Keine Schuld, die aus individuellen Verschuldungen entspringt, sondern eine Schuld, die diese erst bedingt als Grundsuld des Daseins. Diese steigt aus uns in verschiedenen oberflächlichen Empfindungs-

formen empor. Sie nimmt Gestalten, Masken und Rollen an. Ein gemeinsamer Nenner ist in all den Erscheinungsformen zu finden: ein allumfassendes Gefühl, daß wir «nicht hierher gehören», daß wir etwas verloren haben, etwas Bedeutendes, etwas, was uns die tiefste und reinste Geborgenheit bedeutet. Daß alles eben darum uns fremd ist, feindlich gesinnt, verschlossen. Aus dieser Daseinsbestimmtheit heraus treten wir der Welt entgegen und versuchen darin ein Leben aufzubauen aus kleinen Sicherungen, aus handgreiflichen Sicherheiten. Dieses Sicherheitssuchen mag auf der Ebene der logischen Begründung als sinnlos, ja geradezu lächerlich erscheinen, in Wirklichkeit ist es dies aber nicht. Ein Verlangen, ein unbewußtes Zurückgreifen macht sich darin bemerkbar, ein Zurückgreifen auf etwas, was weit hinter den konkreten Gegenständen unseres Suchens liegt. Wir versuchen ständig die geheimnisvolle Grenze zu durchbrechen, die durch alle Dinge, Menschen und Ereignisse läuft. Wir erwarten ständig unendliche Begegnung und unaussprechliche Geborgenheit. Freilich ist es tragisch, zu sehen, wie sich dieses geheimnisvolle Verlangen im Bereich des Uneigentlichen, ja der Skurrilität verliert. Gleichzeitig finden wir aber all das bedeutungsvoll: Der Mensch gibt es nie auf, die Geborgenheit, oder, wenn wir das Wort besser verstehen, das Paradies zu suchen, selbst wenn er es in kleinen Brocken erkaufen will und weiß, daß sein Versuch vollkommen sinnlos ist.

#### Wir kaufen «Verwurzelung»

Nach Vance Packard ist eines der wichtigsten Motive des Einkaufens das «Sich-Einrichten», das «Daheim-Fühlen-Wollen», das «Heim-Schaffen». Einem großen amerikanischen Weinvertrieb gelang es, dieses Motiv in ganz einfachen Werbeslogans zusammenzufassen (zum Beispiel: «Der Wein des trauten Zuhause») – und der Absatz der Firma verdoppelte sich daraufhin in einer kurzen Zeitspanne (Packard, S. 102-103). Es gilt heutzutage bei den Werbefachleuten als Prinzip: das sicherste Mittel, etwas zu verkaufen, besteht darin, an das Heimgefühl der Kunden zu appellieren. Ein Bild des Heimes ist in uns ständig wirksam, weil wir in unserem Innern Heimatlose sind.

Jeder von uns hat seine geheimen Ängste in dieser fremden Welt. Befürchtungen, die einen scheinbar ohne Grund ergreifen. Dahinter steht eine Erfahrung, daß die Dinge fremd sind, daß das Menschenherz zu schwach ist, um uns eine wirkliche Heimat zu geben. All das sind Schichten von Daseinserfahrungen, verschiedenartige Spiegelungen einer grundsätzlichen «Heimatlosigkeit» in uns selbst. Sie zu sehen ist nicht leicht, nicht weil sie fern, sondern weil sie zu nahe ist. Sie ist eine innere Bestimmung jeglicher menschlichen Tat. So sehr, daß wir ohne diese innere Heimatlosigkeit in uns nicht einmal denken, wollen oder fühlen könnten. Eine der innersten Bestimmungen des Geistes ist die Heimatlosigkeit.

Wir begeben uns mit solch einer Wucht in unsere Taten hinein, daß wir sie schon überholt haben, bevor sie noch vollendet sind. Wir leben in ständiger Überholung. Darum erscheint uns alles, was wir erkennen, wollen und erfüllen als schon von jeher gekannt, gewollt und gefühlt. Darum auch als zutiefst uninteressant. Unser Daseinsdrang geht über alles hinweg, er streift die Dinge nur und entschwindet ins Unbekannte. In jedem Akt, den wir als menschliche Wesen leisten, ist diese grenzenlose Unruhe mitvollzogen. Ohne sie könnte unser geistiger Dynamismus gar nicht in Bewegung kommen. Diese Unruhe will nicht «mehr» an Erkenntnis, Willenserfüllung und Gefühlsbefriedigung, sie will «anderes», ja völlig anderes. Tatsächlich ist diese Unruhe des Herzens die Offenbarung der grundsätzlichen Gerichtetheit des Daseins auf Gott. Wir kommen nirgends zur Ruhe und werden ruhelos über alles Nicht-Göttliche hinausgetrieben. Damit ist aber Gott bei jedem Akt von Erkennen, Wollen und Fühlen anwesend. So grundsätzlich,

daß diese Anwesenheit Gottes das Eigentliche dieser Akte ausmacht. Weil wir Gott ständig erkennen, wollen und erfüllen, darum können wir auch Endliches erkennen, wollen und erfüllen. Wir müssen aber gleich hinzufügen: Gott ist gleichzeitig und gleichwertig in jedem dieser Akte abwesend. Er entzieht sich immerfort unserem Zugriff und wir besitzen ihn immer nur als denjenigen, der sich von uns fernhält. Diese An- und Abwesenheit Gottes in all unseren Akten macht alles so fern und fremd, sie macht, daß wir grundsätzlich heimatlos sind. Er selbst macht die Dinge nichtig und seinerseits bietet er uns keine Heimat, sondern nur ein Hinausgetragen-sein. Darum ist die Tat Buddhas ein Symbol des Menschen-daseins. Man berichtet uns über diesen jungen Prinzen, daß er eines Tages aufstand und «in die Heimatlosigkeit hinausging».

Würde der Geist nicht ständig diese Heimatlosigkeit erleben, ja wäre er selbst keine Heimatlosigkeit, dann könnte er sich zu keiner einzigen Regung entschließen. Er würde in die Dunkelheit des Tierischen hinabsinken. Er würde das verlieren, was ihm als Grundlage, Licht und innere Rechtfertigung dient. Heimatlosigkeit als Grundlage, Licht und Rechtfertigung? Ein merkwürdiger Zustand. Zustand des Geistes, der «noch nicht» mit Gott vereint ist. Das ist der Zustand der Prüfung, der Zustand, in dem das Zeitliche Ewiges zu gebären vermag. Man wundert sich nicht mehr, daß dieser schwergeprüfte Geist sich ein wenig «Verwurzelung» in irdisch-nichtigen Dingen «erkaufen» will. Ein lächerliches Unternehmen, ohne Zweifel. Man versteht ihn aber sehr gut, wenn man sieht, wie er in seiner Nichtigkeit ewige Herrlichkeit zu tragen hat.

#### Wir kaufen «Kraft»

Nach einer sorgfältigen Motivationsuntersuchung bei den Benzinkäufern empfahl die Werbeagentur McCann-Erickson für die Esso eine Werbestrategie, die unentwegt mit dem Wort «Kraft» trommelte. Dieses Wort scheint auf den heutigen Menschen eine ganz besondere Magie auszuüben. Die Autoindustrie hat schon längst entdeckt, daß Wagen mit mehr PS die persönliche Kraft des Käufers zu erweitern scheinen und darum eine ganz besondere Verlockung darstellen, obwohl die vermehrte Motorkraft sich meistens als völlig unnötig erweist (Packard, S. 101–102). Pharmazeutische Mittel, die Kraft versprechen, haben heutzutage große Marktmöglichkeiten. Ist diese Kraftpsychose ein Rückschlag des gehetzten, nervösen Lebens, das uns müde und kraftlos macht? Oder ist darin vielmehr der geheime Wille zur Macht, der Drang nach kraftvoller Beherrschung der Dinge wirksam? Höchstwahrscheinlich gilt beides. Das eine ruft das andere, sie ergänzen sich gegenseitig.

Die wirkliche und tiefste Begründung dürfte aber anderswo liegen. Das heißt, die oben genannten Motive wären nur Ausdrucksformen einer elementaren Bestimmung des Menschen. Man könnte diese Bestimmung etwa folgendermaßen formulieren: der Mensch bringt von vornherein maßlose Ansprüche an das Dasein heran, gleichzeitig fühlt er sich aber nicht stark genug, diese Ansprüche auch nur teilweise zu verwirklichen. Dadurch kommt in sein Leben die große Faszinierung der Kraft. Maßlosigkeit eines Kraftlosen.

Versuchen wir jetzt diese komplexe Gegebenheit näher zu bestimmen. Die Maßlosigkeit und die gleichzeitige Kraftlosigkeit bezieht sich ja nicht nur auf dieses oder jenes im menschlichen Leben, sie ist eine Haltung dem Ganzen des Daseins gegenüber. Maßlos zu sein und zugleich kraftlos zu sein heißt Mensch sein. Wir könnten sogar dem Menschen die folgende Definition geben: zu immer neuen Enttäuschungen geborene Maßlosigkeit. In den vorhergehenden Punkten unserer Untersuchung haben wir schon betrachtet, wie der Mensch in all seinem Tun sich selbst ständig «voraus» ist, daß er seine innersten Aspirationen nie einholen kann; sie münden nämlich immer im Ungreifbaren, ja eigentlich in Gott. Darin

ist aber auch ein weiteres ausgesagt: der Mensch ist von sich aus ohne Kraft, das zu sein, was er eigentlich ist. Er muß immer unterliegen, da er nur darin Mensch ist, daß er ständig unterliegt. Der Zustand des Menschen ist eine seinsmäßige Kraftlosigkeit und seine Kraft besteht eben darin, daß er kraftlos ist.

Der Grund für diese paradoxe Beschaffenheit dürfte darin liegen, daß der Mensch schlechthin auf eine personale Erfüllung ausgerichtet ist. Eingehender: sein Dasein «ist» noch nicht, es wird erst in einer personalen Gemeinschaft geschaffen. In letzter Analyse nur in der Liebe. Liebe besagt aber Kraftlosigkeit. Lieben heißt ja, auf Kraftausübung, Zugreifen, Zupacken, Erwerben, Besitzen zu verzichten. Die Liebe läßt den andern frei, ja, sie schafft geradezu die Freiheit. Freiheit schaffen heißt aber, sich zurückziehen, verzichten. In einer großen «kenotischen», selbstentleerenden Bewegung vollzieht sich die Liebe, und wenn sie einmal vollzogen ist, dann ist sie nicht mehr «unsere» Liebe, sondern sie kommt von dem andern her, sie ist ein reines Geschenk. Im Geschenk und als Geschenk werden wir zu dem, was wir «sind», das heißt, als Geschenk fangen wir an zu «sein».

«Sein ist Mit-Sein». In diesem metaphysischen Prinzip liegt die Betonung auf dem «mit»: unser Sein ist Beziehung, und der reine Vollzug unseres Seins tendiert auf ein Aufgehen in dieser Beziehung. Das Sein geht in seiner Beziehung auf und bleibt nicht mehr Sein. Das heißt, es bleibt nur insofern Sein, als es eben diese Beziehung ist. Je eingehender wir die geistige Realität erfahren, desto weniger können wir sie in ein substantialistisches Weltbild hineinpressen. Am Ende errahen wir einen Seinszustand, wo Sein einzig und allein Beziehung ist: «relatio subsistens». Das alles heißt aber, daß wir eben dort, wo wir eigentlich «sind», kraftlos sein müssen. Sein ist Geschenk, Sein besteht aus Gnade. Wir sind also zu maßlosen Aspirationen geboren, deren Erfüllung aber nicht in unserer Macht steht.

Man versteht hier, warum es eine große Versuchung bedeutet, in materiellen Dingen die Kraft zu suchen. Eine Gefährdung unserer innersten Bestimmung. Der Mensch ist nur zu leicht verführbar. Als reines Geschenk zu bestehen ist nämlich gar nicht leicht. Dazu braucht man Verzicht. Man soll anfangen, ohne greifbare Sicherungen zu leben, ganz aus dem Personalen, aus dem Vertrauen und aus der Hoffnung heraus. Es ist eine Möglichkeit vorhanden, selbst das Gefährliche zur Gnade zu machen: man gibt das Materielle als Geschenk. Darin geschieht die erste Erlösung der Welt der Dinge, ihre Einbeziehung in das Personale. Damit öffnet sich der Weg der Verherrlichung der materiellen Welt.

#### Man kauft «Unsterblichkeit»

Das Beispiel dieses Punktes haben wir schon am Beginn der Untersuchung angeführt. Die Lebensversicherungsgesellschaft «entdeckte» die Unsterblichkeit. Der Mensch versichert sich, um noch nach seinem Tod in der Familie bleiben zu können. Nicht nur unter den Familienbildern, sondern als «der Held, der ewig Beschirmende, Sorgende, Tröstende und Lenkende» (Packard, S. 103–105). Eine klägliche Unsterblichkeit, könnte man sagen. Man denkt hier die Unsterblichkeit, wie man sie eben zu denken vermag. Wahrscheinlich ist das dahinter verborgene Verlangen nach reiner Unsterblichkeit viel anspruchsvoller. Das Beispiel zeigt nur einen Schimmer unseres Ewigkeitsdranges. Eine seiner Auswirkungen auf der Ebene der Banalität.

Unsere Unsterblichkeitsüberzeugung hat wichtigere Gründe als die Tatsache des Herrschenwollens in der Familie nach dem Tode. Woher kommt indes der innere Wunsch, der sich hierbei einen so inadäquaten Ausdruck geschaffen hat? Von woher steigt unsere Sehnsucht nach Unsterblichkeit empor? Sind wir vielleicht unserer Seinskraft so sicher, daß wir meinen, nie

untergehen zu müssen? Das ist nicht wahr. Wir haben eben gesehen, daß die eigentliche Erfahrung des Menschen nicht die einer Kraftfülle, sondern die einer Kraftlosigkeit ist. Wir sind kraftlos, ohnmächtig, unsicher, schwach und unfähig, ein Selbst zu sein. Das alles haben wir schon angedeutet. Jetzt fügen wir hinzu: gerade darum sind wir unsterblich. Den Beweis der Unsterblichkeit liefert nicht unsere Stärke, sondern im Gegenteil unsere Seinsschwäche. Nicht weil unser Geist so stark ist, sondern weil er so schwach ist, darum sind wir unsterblich. Weil wir dazu bestimmt sind, unser Sein in totem Verzicht zu empfangen, darum kann unser Sein nicht vergehen. Weil wir dazu geschaffen sind, uns gänzlich aufzugeben, das heißt uns der Liebe Gottes ganzheitlich auszuliefern, darum ist unser Tod, das totale Ausgeliefertsein, die totale Kraftlosigkeit, das totale «Nicht-mehr-uns-selbst-Gehören» nur ein Zeichen. Und zwar ein Zeichen dafür, daß der Mensch im Tod in jene Sphäre eintritt, wo die totale Hingabe (als Nachvollzug unseres ganzheitlichen Ausgeliefertseins) erst möglich wird.

Liebe und Tod haben eine gemeinsame Wurzel, die Unsterblichkeit. Die schönsten Liebesgeschichten enden mit Tod, und das ist nicht von ungefähr. Freilich ist die Liebe die Überwindung des Todes, aber nicht, weil sie ihn aufhebt, sondern weil sie selbst Tod ist. Zugleich aber viel mehr als nur Tod. Unsterblichkeit ist die innerste Bedeutung des Todes und der Liebe. Erst im Tod ist die totale Liebe möglich, denn erst im Tod können wir voll, vorbehaltlos ausgeliefert sein; erst als Unsterblichkeit hat aber die Liebe eine konkrete Bedeutung, weil die totale Selbstausslieferung erst dann wirklich sein kann, wenn sie von einem Ewigen liebend aufgenommen wird und wenn sie durch dieses ewige Aufgenommensein den Zustand des Ewigen teilt.

Man könnte daraus geradezu einen Gottesbeweis erarbeiten. Freilich müßte man dazu die Analyse viel tiefer vorantreiben. Die Struktur des Beweises ist aber klar: Wenn es menschlichen

Tod gibt, so gibt es eine totale Liebesmöglichkeit; wenn es aber einen Raum gibt, wo die totale Liebesmöglichkeit wesen kann, dann gibt es eine ewige Person, die uns diese totale Liebesmöglichkeit schenkt. Darum gehen auch die Liebenden so einfach und unberührt in den Tod hinein, sie begeben sich ja nicht ins Fremde, sondern in den Innenraum der Liebe. Wenn aber das Herz Gottes der Seinsraum unserer Liebe ist, dann sind wir ewig.

Es existiert eine Tradition des christlichen Denkens (von Irenäus und Gregor von Nyssa inspiriert), die das Ewig-Bestehen des Menschen dadurch begründet, daß der Mensch ewig in Gott hineinwachsen kann. Nach Gregor von Nyssa sind Gott und die Seele so zueinander gestaltet, wie die ewigfließende Quelle und der ewigdurstende Trinkende. In diesem Bild ist ausgesprochen, was wir eben vorhin erahnt haben. Liebe heißt alles empfangen, selbst unsere eigene Liebe. Wenn wir aber anfangen ganzheitlich Gott zu lieben, dann ist unser Sein die ewige Liebe Gottes, und zwar, da wir endlich sind und bleiben, als eine ewige Hinbewegung in eine grenzenlose Vollendung hinein.

\*

Wir brechen damit unsere Untersuchung ab. Nicht, weil nichts mehr über die Hintergründe dieser merkwürdig-banalen Gegebenheit, des Einkaufens, zu sagen wäre. Das Wesentliche scheint indes angedeutet. Ein merkwürdiges Menschenbild erstand vor unseren Augen: ein Wesen, das sich in allen Situationen des Lebens grundsätzlich fremd fühlt, das nie in seine Taten voll eingehen kann und darum in ständiger Vergeblichkeit lebt, das heimatlos ist, weil es über alles Nicht-Göttliche hinausgetrieben wird, dessen Kraft eben in Kraftlosigkeit besteht, da erst in der Kraftlosigkeit sich die Liebe vollziehen kann, diejenige Liebe, die ihm ewigen Bestand zusichert. Diese Geheimnisse begehen wir täglich in den banalsten Gegebenheiten unseres Daseins. *Dr. Ladislav Boros*

## DAS KONZIL UND DIE VON UNS GETRENNTEN CHRISTEN<sup>1</sup>

Seinem Wesen entsprechend ist ein allgemeines Konzil eine Versammlung der katholischen Bischöfe unter der Leitung des Papstes. Die Leiter der anderen christlichen Kirchen beteiligen sich nicht daran.

Inwieweit das angekündigte Konzil ein Unionskonzil vorbereitet wird, kann jetzt noch niemand sagen. Die ersten Meldungen beruhten bekanntlich auf einem Mißverständnis. Der Papst hatte von einem Ökumenischen Konzil gesprochen. Im kirchlichen Sprachgebrauch besagt das nichts anderes, als ein allgemeines Konzil, das heißt ein Konzil, an dem sich die Bischöfe der ganzen Kirche beteiligen. Für den Außenstehenden aber ruft das Wort «ökumenisch» Assoziationen mit der «Ökumenischen Bewegung» wach, wie diese zum Beispiel in dem «Weltrat der Kirchen» verkörpert wird, mit dem Bestreben, alle christlichen Kirchen im Gespräch umsichtig zusammen zu bringen. Daher die Meldung, als habe der Papst durch das angekündigte Konzil bereits direkte Beratungen aller Kirchen beabsichtigt. Dies war noch nicht der Fall.

Wenn aber die Wiedervereinigung aller Christen je realisiert werden soll – und das ersehnen und hoffen wir –, dann wird man zu einem solchen Gespräch tatsächlich kommen müssen. Die Frage ist nur, ob das in der Form eines Konzils geschehen kann.

**Die Schwierigkeit einer Teilnahme der getrennten Christen**

Die theologischen Bedenken dagegen fallen in die Augen. Ein Konzil ist, wie gesagt, die Versammlung der katholischen

Bischöfe, die als rechtmäßige Nachfolger der Apostel unter Führung des Nachfolgers Petri die höchste und unfehlbare Lehrgewalt über die Kirche ausüben. Können auch Leiter der Christenheit zugelassen werden, die keine rechtmäßigen Nachfolger der Apostel sind, die also rechtlich keine Gewalt über die Kirche haben?

Diese Frage war immer wieder die Klippe, an der die Unionskonzilien Schiffbruch litten. Keine zwanzig Jahre nach dem Konzil von Nizäa fiel das große Konzil von Sardica [344] gleich zu Anfang schon auseinander, weil man sich nicht darüber einigen konnte, ob die rechtmäßigen Bischöfe es zulassen dürften, daß auch abgesetzte als Mitglieder an dem Konzil einen Sitz innehatten. Und in all den Jahrhunderten seither hat man in dieser Frage nur wenig Fortschritte gemacht.

Auf den Konzilien von Lyon [1274] und von Florenz [1438] erschien unter Führung des Patriarchen von Konstantinopel und des Kaisers auch eine Anzahl Bischöfe der griechisch-orientalischen Kirche. Es handelte sich also um die offizielle Teilnahme einer schismatischen Kirche. Hat man sich daraus ein Problem gemacht oder wurde die Teilnahme am Konzil vielleicht bereits als [vorläufige] Beendigung des Schismas angesehen, wodurch die Bischöfe von selbst zu legitimen Hirten wurden?

In der ersten Periode des Konzils von Trient lud man auch die Führer der Reformation ein. Sollten sie als Angeklagte vor dem Gericht der Bischöfe erscheinen oder als Gesprächspartner an den Beratungen teilnehmen? Die Frage scheint man

<sup>1</sup> Vgl. Nr. 16, S. 168 ff.

sich nicht ernstlich gestellt zu haben; allein der päpstliche Theologe Laynez SJ vertrat die Meinung, daß das Gespräch mit den Reformatoren in derselben Weise geführt werden sollte wie in Lyon und Florenz mit den Griechen. Da die Protestanten jedoch jede Teilnahme ablehnten, brauchte man keine Entscheidung zu treffen.

Kann die katholische Kirche, die glaubt, daß nur Bischöfe, die mit dem Stuhl Petri in Gemeinschaft stehen, rechtmäßige Nachfolger der Apostel sind, jene als Glied eines Konzils zulassen, die diese Gemeinschaft nicht anerkennen und die sich auch nicht zum ganzen Glauben der katholischen Kirche bekennen? Würde sie dadurch nicht ihren Glauben verleugnen? Ist also ein eigentliches Unionskonzil von vornherein unmöglich?

### Theologische Ansatzpunkte zu einer Lösung

Der einzig mögliche Ausweg könnte vielleicht durch eine tiefere Rückbesinnung auf das Wesen des Schismas und der Ketzerei gefunden werden.<sup>2</sup> Man könnte fragen, ob nicht auch die Führer der getrennten Kirchen eine wirkliche, wenn auch verstümmelte, christliche Lehrgewalt innehaben? Für die orthodoxen Kirchen des Ostens und sogar für manche häretischen Kirchen könnte man die Antwort vielleicht darin suchen, daß sie ohne Zweifel gültig geweihte Bischöfe besitzen, die in einem bestimmten Sinn wirkliche Nachfolger der Apostel sind. Unrechtmäßige Nachfolger, weil sie die Verbindung mit Rom gelöst haben und dem Irrtum verfallen sind. Trotzdem residieren die Patriarchen von Alexandrien oder Konstantinopel wirklich auf dem Bischofsstuhl eines Athanasius oder Chrysostomus, mit denen sie eine ununterbrochene Sukzession verbindet.

Es wird Sache der Theologie sein, sich auf das Element der Rechtmäßigkeit zu besinnen, das vielleicht in dieser unrechtmäßigen Nachfolge steckt und auf Grund dessen auch sie vielleicht noch etwas von einer echten, wenn auch verstümmelten, christlichen Lehrgewalt besitzen.

Daß so etwas besteht, scheint sich aus den Tatsachen zu ergeben: Unter der Leitung dieser Bischöfe haben Millionen von Christen des Nahen Ostens und in Rußland während Jahrhunderten unter großen Schwierigkeiten und Verfolgungen den Glauben an Christus bewahrt. Würde dies möglich sein, wenn in diesen Kirchen jegliche Lehrgewalt fehlte? Wenn niemand glauben kann ohne Verkündigung und niemand verkündigen ohne Sendung [vgl. Röm 10, 14f.], ergibt sich dann aus dem Glauben dieser Kirchen nicht, daß er auch einen Rest von Sendung enthält?

Die Kirchen der Reformation haben keine geweihten Bischöfe. Aber auch hier müssen wir doch ein gut Stück echt christlichen Glaubens anerkennen, obwohl dieser stärker vom Irrtum befallen ist als der Glaube der östlichen Kirchen. Auf diese «Kirchen-Spuren», die auch bei den von uns Getrennten zu finden sind, hat sich die Theologie noch kaum besonnen. Vielleicht aber würde eine solche Besinnung eine solide Basis für ihre Teilnahme an einem Konzil entdecken können.

### Können die getrennten Christen zum Gelingen des Konzils beitragen?

Nun wird das bevorstehende Konzil, wie wir aus dem ersten Weltrundschreiben des Papstes Johannes XXIII. wissen, eine volle Union nicht direkt anstuern, und die von uns Getrennten werden nicht als volle Teilnehmer eingeladen werden. Vielleicht aber trotzdem als Beobachter! Das brächte nicht geringe Vorteile. Wenn sie den Lauf der Dinge aus nächster Nähe beobachten könnten, würden sie sehen, daß die päpstliche Obergewalt der Bischöfe keinen Abbruch tut. Vielleicht könnten sie auch den Konzilsvätern bei ihrem Streben nach einer volleren und reicheren Darlegung der katholischen Lehre helfen.

<sup>2</sup> Werkgenootschap van katholieke Theologen in Nederland, Jaarboek 1953, S. 112-117.

Nach katholischer Auffassung umfaßt ja die Lehre der katholischen Kirche die volle christliche Wahrheit. Andererseits anerkennt sie, daß auch bei den getrennten Christen sich Teile der Wahrheit finden. Wären sie nichts als Irrtum, könnten sie ja nicht so lebensfähig und christlich fruchtbar sein. Der Katholik ist also der Auffassung, daß alle Teilwahrheiten oder jedes [unvollständige] christliche Anliegen, die sich bei den Getrennten finden, in der katholischen Kirche beheimatet sind und in ihr voller und reiner zu ihrem Recht kommen könnten als in der Trennung. Durch jahrhundertelange Polemik kann es aber geschehen sein, daß die Aspekte der katholischen Wahrheit, die von den Getrennten einseitig betont werden, in der Verkündigung und im Leben der katholischen Kirche wenig belichtet werden. In Jahrhunderten heftigen Streites hat man immer das Bedürfnis, sich von dem andern abzusetzen und die Scheidelinie scharf hervorzuheben.

Es muß aber möglich sein, die katholische Lehre so zu verkünden, daß für den Getrennten deutlich erkennbar wird: das Beste und Liebste was wir an christlicher Wahrheit besitzen, kommt im Haus der katholischen Kirche vollständig zu seinem Recht.

Offenbar soll sich – nach den Worten des Papstes – das kommende Konzil, als Vorbereitung zur Wiedervereinigung, eine solche Verkündigung der katholischen Lehre zur Aufgabe machen. Er sagt nämlich, es solle eine Einladung an die Getrennten darstellen. Dazu aber könnten Beobachter von anderen Kirchen unschätzbare Dienste erweisen: Wenn diese nämlich so gut als möglich vor dem Konzil bezeugen würden, welche positiv-christlichen Anliegen sie bewegen, welches ihre Überzeugungen sind und welche Bedenken sie gegenüber der katholischen Kirche hegen, und wenn andererseits die Konzilsväter sich ehrlich darum bemühen würden, diese Anliegen und Bedenken nachzufühlen und zu begreifen, und wenn man dann in gemeinsamer Beratung eine Darlegung der katholischen Lehre anstreben würde, die den Wahrheitselementen bei den Getrennten vollauf gerecht wird und ihre Bedenken aufzufangen versucht, dann wäre das ein riesiger Schritt in der Richtung auf die Wiedervereinigung!

Mehr denn je in der tragischen Geschichte der gespaltenen Christenheit sind die Geister dafür reif.

In Trient bemühte man sich zwar, das Anliegen der Reformation zu begreifen, schließlich überwog aber die Notwendigkeit, ihre Irrtümer deutlich zu verurteilen. Und auch die Protestanten sahen sich genötigt, ihre Trennung zu rechtfertigen. Jetzt aber bahnt sich ein Umschwung an. Auf beiden Seiten ist man bereit, Fehler zuzugeben und die Trennung zu bedauern. In beiden Lagern lebt ein Heimweh nach der Einheit, das vom Geist Christi ausgeht.

Niemand, der über die ökumenischen Gespräche und die ökumenische Literatur einigermaßen Bescheid weiß, wird sich den gewaltigen Schwierigkeiten verschließen, die einem solchen Gespräch auf höchster Ebene im Weg stehen. Es wird große Selbstverleugnung dazu nötig sein, um in völliger Aufrichtigkeit aufeinander zu hören und sich nur durch den Geist Christi führen zu lassen. Jede Tendenz, durch die eigene Überzeugung sich selbst zu behaupten und den Gesprächspartner mit einem billigen Argument zum Schweigen zu bringen, muß überwunden werden.

Man wird auf beiden Seiten an die aufrichtige Absicht des andern glauben müssen. Man wird bereit sein müssen, liebevollere Anschauungen, die sich als nicht wesentlich herausstellen, preiszugeben. Nach menschlichem Ermessen scheint das unmöglich. Christus aber hat für unser aller Einheit gebetet und das überall keimende Verlangen nach einer Annäherung scheint darauf hinzuweisen, daß der Tag des Friedens näher rückt.

Laßt uns dafür beten, daß sich die verantwortlichen Leiter der Christenheit vom Hl. Geist leiten lassen.

*Prof. P. Smulders, Maastricht*

# Christen im arabischen Raum

Die arabische Nation ist im Aufbruch, sie ist zum Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Kraft erwacht und stürmt mit unbändigem Elan vorwärts. In einem Teil des arabischen Raumes, genauer gesagt in der Vereinigten Arabischen Republik, in Jordanien, Libanon und Irak, lebt eine immerhin beachtliche christliche Minderheit: Fünf Millionen Christen unter einer Gesamtbevölkerung von rund 38 Millionen, also etwa 13%. Von den Christen sind 1 100 000 katholisch [das heißt 2,5% der Gesamtbevölkerung oder 22% der Christen].

Die Christen haben in der Vergangenheit in der arabischen Nationalbewegung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und sie haben Seite an Seite mit ihren islamischen Mitbürgern für die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Länder gekämpft. Heute aber muß man die Frage stellen, ob der arabische Nationalismus nicht doch für die Christen eine Bedrohung bedeutet oder ob sie weiter mit ganzem Herzen sich an der arabischen Nationalbewegung beteiligen können.

## Gründe für die Ablehnung der Christen

Ich habe vor kurzem eine Studienreise in den Nahen Osten machen können und habe aus zahlreichen Gesprächen mit führenden Männern, Geistlichen wie Laien, den Eindruck gewonnen, daß sich die Christen im arabischen Raum durch den überspitzten arabischen Nationalismus, der sich tatsächlich mit dem Islam gleichsetzt, in ihrer Existenz bedroht fühlen. Es handelt sich nicht um eine religiöse Verfolgung, die Kirchen sind offen und der Gottesdienst wird nicht behindert. Niemand wird wegen seiner religiösen Überzeugung belästigt. Die Schwierigkeiten entspringen nicht so sehr einem religiösen als vielmehr einem nationalen Fanatismus. Der religiöse Fanatismus ist zwar bei den islamischen Massen immer noch lebendig. Ein Beweis dafür war der Aufstand im Libanon im vergangenen Jahr, während dessen Moslems gegen Christen scheußliche Greuelthaten verübt haben und der ein allgemeines Massaker der Christen ernstlich befürchten ließ.

Aber die leitenden Kreise bei den Moslems sind heute nicht mehr religiös fanatisch, sie haben weitgehend den Glauben an die positive islamische Offenbarung verloren und nur noch einen vagen Deismus als Religion gerettet. Für sie ist der Islam lediglich eine nationale, nicht eine religiöse Angelegenheit. Die Religion des Propheten hat einst die arabische Nation geeint, hat sie eigentlich erst geschaffen und sie zu einem Siegeszug ohnegleichen befähigt. Islam und Arabertum lassen sich nicht trennen. Nur ein Moslem ist ein echter Araber. Die Christen, die heute arabisch sprechen und sich vielfach auch als Araber fühlen, werden doch von den Moslems nicht als voll genommen.

Typisch ist folgender Fall: Eine katholische Schule in einer Stadt Oberägyptens wurde gezwungen, den einheimischen christlichen Lehrer für Arabisch zu entlassen und an seiner Stelle einen Moslem zu nehmen. Als Begründung gab man offiziell an: niemand kann eine Sprache lehren, die nicht seine eigene ist. Also: der einheimische Christ wird nicht als echter Araber anerkannt, obwohl seine Muttersprache das Arabische ist.

Man will sich nicht mit der Existenz der Christen abfinden, weil sie nun einmal anders sind als die Moslems, und zwar nicht bloß in ihrer Religion, sondern in ihrer ganzen Art zu leben, in ihrem ganzen Gehaben und in ihrer Auffassung von Familie und Gesellschaft. Der arabische Nationalismus gebärdet sich mehr und mehr totalitär, er hat eine scharfe Tendenz zur Gleichschaltung, zur Formung einer durch und durch einheitlichen Volksmasse, die sich willig führen läßt. Da stehen die Christen als heterogenes Element im Weg. Darum will man sie assimilieren oder ausmerzen, freilich nicht durch Verfolgung und Zwangsmaßnahmen – es besteht Religionsfreiheit –, sondern durch wirtschaftlichen Druck, indem man ihnen das Leben unmöglich macht.

Diese Tendenzen treten noch nicht in allen arabischen Staaten im gleichen Maß in Erscheinung:

Am deutlichsten sind sie in Ägypten, und sie greifen langsam auch auf Syrien über, das mit Ägypten seit Februar vorigen Jahres bekanntlich zur Vereinigten Arabischen Republik verbunden ist.

In Jordanien läßt die persönliche Haltung des Königs, der den Christen wohlgesinnt ist, weil er sich wohl auf sie stützen will, die Gefahr des arabischen Nationalismus noch nicht so klar in Erscheinung treten.

Im Irak machen die Christen nur 4% der Bevölkerung aus, also eine quantité négligeable, und die neue Regierung ist noch allzusehr mit wichtigeren Sorgen beschäftigt, als daß sie ihnen ihre Aufmerksamkeit zuwenden könnte.

Der Libanon ist ein Sonderfall. Nach der letzten Volkszählung von 1952 haben die Christen dort eine knappe Mehrheit, die freilich heute wahrscheinlich nicht mehr besteht. Die Moslems können sich dort also nicht einfachhin als die Herren gebärden, wie sie es anderswo gewohnt sind. Das können sie nicht verwinden, und dieses Ressentiment war wohl der tiefste Grund der Rebellion des vergangenen Jahres.

## Die Lage in Ägypten

In Ägypten proklamiert man zwar laut die volle Gleichberechtigung aller Bürger ohne Rücksicht auf die Religion. Die Tatsachen reden jedoch eine andere Sprache:

- ▶ Die wirtschaftliche Diskriminierung der christlichen Bevölkerung läßt sich nicht leugnen.
- ▶ Aus den Staatsämtern sind die Christen fast völlig heraus. Man hat zwar in Ägypten sowohl wie in Syrien, um die Form zu wahren, noch je einen christlichen Minister belassen. Aber diese Männer sind keine Persönlichkeiten, sie sind notorisch schwach und bedeuten nichts.
- ▶ Aus den staatlichen Betrieben hat man die Christen auch bereits zum größten Teil verdrängt. Jedenfalls werden keine neuen Christen mehr eingestellt. Da die Wirtschaft immer mehr verstaatlicht wird, ist dies sehr gefährlich. Wenn der Staat öffentliche Arbeiten organisiert, kann man sicher sein, daß kein Christ dabei eine Anstellung findet.
- ▶ In der Privatwirtschaft bestehen für die Christen noch Möglichkeiten. Man hat aber auch an private Unternehmungen die Weisung gegeben, nur echte Ägypter, das heißt nur Moslems einzustellen.
- ▶ Ein Moslem wird ohne weiteres als ägyptischer Bürger anerkannt. Ein Christ muß es in einem umständlichen Verfahren beweisen, daß er das ägyptische Bürgerrecht besitzt und er wird auch dann nicht für voll genommen.
- ▶ Es ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich, für christliche junge Leute die Erlaubnis zum Studium im Ausland zu erwirken. Der wirtschaftliche Druck war am stärksten unmittelbar nach der Suezkrise, als sich der allgemeine Fremdenhaß tatsächlich auch gegen die einheimischen Christen richtete, die trotz aller schönen Worte von Gleichberechtigung als Fremde im eigenen Land behandelt werden.
- ▶ In den Jahren 1957–1958 sind nicht weniger als 10 000 Christen in Ägypten zum Islam übergetreten. Jetzt hat man noch jährlich 1000–2000 Übertritte zu beklagen.

Ein weiteres Beispiel der Diskriminierung: Der Bau von Moscheen ist ohne besondere Förmlichkeiten möglich und wird begünstigt. Bis man einmal die Erlaubnis zum Bau einer neuen Kirche bekommt, braucht es einen unendlichen Papierkrieg, der oft genug nicht zum gewünschten Resultat führt. Diese ganze Entwicklung ist wie gesagt in Ägypten schon am weitesten gediehen, in Syrien beginnt sie erst.

Das Bedenklichste ist, daß das gesamte öffentliche Leben mehr und mehr ausschließlich vom Islam geprägt wird. Lautsprecher verkünden auf der Straße den Koran und die islamische Lehre. Die gesamte Presse ist gleichgeschaltet. Auch früher christliche Zeitungen wie zum Beispiel *Al-Abraam* [Die Pyramiden] sind islamisiert worden.

Das gesamte Unterrichtswesen wird ausschließlich von Moslems dirigiert. Es gibt nur noch sehr wenige christliche Universitätsprofessoren. Die Schulen, auch die Schulen der europä-

ischen Ordensleute, sollen völlig ägyptisiert werden. Ägyptisierung bedeutet aber in der Praxis weitgehend Islamisierung. Die Geschichtsbücher, die auch den christlichen Schulen vom Staat vorgeschrieben sind, verherrlichen den Propheten und seine Religion. Man darf nichts dagegen sagen, wenn man nicht die Existenz der Schule in Gefahr bringen will. Der Arabischunterricht ist das Monopol der Moslems. Der Koran muß – in Auswahl, als Dokument der klassischen arabischen Literatur – auch in christlichen Schulen studiert werden. Ein mohammedanischer Lehrer wird natürlich sehr leicht diesen Unterricht zu islamischer Propaganda mißbrauchen. Wenn das Dekret Nr. 160 vom September 1958, das vollständige Ägyptisierung der Schulen der Ordensleute verlangt, wirklich durchgeführt wird, dann werden sich diese Schulen nicht halten können. Der Eigentümer der Schule, der Direktor und alle Lehrer müssen Ägypter sein. Als Unterrichtssprache ist allein das Arabische zulässig. Die Lehrbücher werden von der Regierung vorgeschrieben. Nur für den Unterricht in fremden Sprachen kann man auswärtige Kräfte anstellen und es kann dabei die betreffende Fremdsprache selbst gebraucht werden. In der Auswahl der Schüler ist die Leitung der Schule nicht frei. Bei all dem fragen sich viele europäische Lehrer, ob es noch einen Sinn hat, unter diesen Umständen die Schulen weiter aufrechtzuerhalten. Es liegt auf der Hand, daß das intellektuelle Niveau der Jugend durch solche Maßnahmen gesenkt wird. Aber die totalitäre Regierung hat kein Interesse an der Heranbildung einer wirklichen Elite, sie will nur eine lenksame Masse haben. Auch die Kenntnis fremder Sprachen ist für sie belanglos. Die arabischen Staaten wollen sich selbst genügen.

Die vorübergehende Schließung des Jesuitenkollegs in Kairo Ende Januar des laufenden Jahres verursachte bei den Christen größte Aufregung und Besorgnis. Man war allgemein überzeugt, das sei der Anfang vom Ende der christlichen Schulen. Das Kolleg wurde jedoch nach wenigen Tagen unter Leitung eines mohammedanischen Direktors, mit dem die Patres zusammenarbeiteten, wiedereröffnet, und einen Monat später widerrief die Regierung überraschenderweise alle Maßnahmen gegen die Schule. Die größten Optimisten hatten einmal wenigstens recht behalten. Aber immer noch hängt über dieser Schule wie über den andern von auswärtigen Ordensleuten geleiteten höheren Schulen wie ein Damoklesschwert das erwähnte Dekret 160.

Die katholische Schulorganisation für Oberägypten, die über 100 Volksschulen mit mehr als 10 000 Schülern unterhält, kann bisher weiterarbeiten, tut sich aber immer schwerer, die Konkurrenz der Regierungsschulen auszuhalten. Durch einen zur Schau getragenen arabischen Nationalismus haben sich diese Schulen bisher ein gewisses Wohlwollen der Regierung gesichert.

## Die Entwicklung im Libanon

Wesentlich anders als in der Vereinigten Arabischen Republik ist die Lage im Libanon, dem einzigen arabischen Staat, wo die Christen wirklich etwas bedeuten. Der Libanon war in der Vergangenheit immer der Zufluchtsort der Verfolgten, insbesondere der Christen. Die wichtigste Gruppe dort ist die geschlossene katholische Kommunität der *Maroniten*, die im Jahre 1952 nach der letzten offiziellen Statistik der Regierung 377 500 Gläubige zählten. Die Gesamtbevölkerung belief sich damals auf 1 304 000, wovon 700 000 Christen waren. Heute wird die Bevölkerung des Libanon auf 1,4 Millionen geschätzt. Ob gegenwärtig noch eine christliche Mehrheit besteht, wird allgemein bezweifelt. Offizielle Angaben über das jetzige Zahlenverhältnis liegen nicht vor. Die Christen sind in sechs verschiedene katholische und fünf nichtkatholische Gruppen gespalten, wenn man von den diversen Schattierungen unter den Protestanten einmal absieht. Vier Patriarchen: der maronitische, der syrisch-katholische, der armenisch-katholische und ein nicht-katholischer armenischer Patriarch residieren auf dem Gebiet des Libanon.

Daß die Christen dort bei ihrer zahlenmäßigen Stärke entsprechenden Einfluß an der Regierung des Landes verlangen,

ist ihr gutes Recht. Sie betrachten den Libanon als die Hochburg des Christentums im Nahen Osten und sind überzeugt, daß das Ende der Unabhängigkeit ihres Landes den Untergang des Christentums im ganzen Nahen Osten zur Folge haben würde. Die Christen des Libanon haben ein viel stärkeres Selbstbewußtsein als ihre Glaubensbrüder in andern arabischen Ländern, und sie denken nicht daran, sich mit der Rolle von «Beschützten» der islamischen Herrenkaste zufriedenzugeben.

Den zahlreichen sunnitischen Moslems, die durch die Bildung des Groß-Libanon durch die französische Mandatsregierung im Jahre 1920 wider Willen Bürger dieses Staates wurden, ist die Unabhängigkeit des Libanon zum mindesten gleichgültig. Sie haben sich zwar gegen den westlichen Imperialismus für die Unabhängigkeit ihres Landes zusammen mit ihren christlichen Mitbürgern eingesetzt und haben im Jahre 1943 mit diesen einen feierlichen nationalen Pakt geschlossen. Aber die Gründung der Vereinigten Arabischen Republik übte auf die Moslems des Libanon eine geradezu magische Anziehungskraft aus. Für sie ist das eigentliche Vaterland immer noch die islamische «Umma», das auserwählte Gottesvolk der wahren Gläubigen, das sich in dem neuen Staat einen ihm gemäßen Ausdruck geschaffen hatte. Was war demgegenüber schon der Libanon, in dem die Moslems nun einmal nicht die alleinigen Herren sein können, was sie im Grunde nie verwunden hatten! Der tiefste Grund des Bürgerkrieges war diese Stimmung der libanesischen Moslems. Die Opposition gegen den Präsidenten *Chamoun*, der sein Mandat verlängern lassen wollte und dessen prowestliche Politik auf die Kritik auch mancher Christen stieß, war nur der Anlaß der Rebellion, nicht ihr wahrer Grund. Nicht alle Moslems standen freilich im Lager der Rebellen. Der Ministerpräsident *Sami es-Solh* hielt treu zum Libanon, wurde aber deshalb von der großen Masse der Mohammedaner zu unrecht als Verräter, ja als Abtrünniger verschrien. Der Ministerpräsident klagte die Opposition an, ihr wahres Ziel sei nicht, die Wiederwahl des Präsidenten Chamoun zu verhindern, sondern den Libanon zu zerstören. Der Verzicht des Präsidenten auf Verlängerung seines Mandats entwaffnete die Opposition nicht. Die Rebellion ging trotzdem weiter. Auf Seiten der Aufständischen kämpften fast ausschließlich Moslems und Drusen. Die Hauptherde der Revolution waren die Moslemviertel von Beirut und Tripolis, sowie die vorwiegend islamische Bekaa. Im islamischen Stadtteil Basta in der libanesischen Hauptstadt war während des Aufruhrs alles voll von Nasserbildern und ägyptischen Fahnen. Der Aufruf der Rebellen zum Generalstreik wurde von den Christen nicht befolgt, während sie den vom Führer der christlichen Phalangen im Oktober proklamierten Generalstreik geschlossen durchführten. All das beweist, wer im libanesischen Bürgerkrieg gegen wen stand.

## Der maronitische Patriarch Méouchi

Die öffentliche Meinung im Westen ist vor allem durch die merkwürdige Haltung des maronitischen Patriarchen *Paul Méouchi* verwirrt worden. Dieser vom Heiligen Stuhl eingesetzte Prälat stützte offen die Rebellion gegen die Regierung Chamoun/Sami es-Solh. Dabei hat ohne Zweifel persönliche Gegnerschaft gegen Chamoun eine große Rolle gespielt. Der Patriarch ist allerdings auch sachlich Gegner der prowestlichen Politik des früheren Präsidenten und seiner Regierung. Er ist überzeugt, daß nur eine loyale proarabische Politik die Existenz des Christentums im Nahen Osten retten kann. Die Christen können nicht mehr auf den Schutz der europäischen Mächte rechnen, sie sind völlig auf sich selbst gestellt. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als einen erträglichen Ausgleich mit den Moslems zu suchen. Der Patriarch ist überzeugt, durch seine Haltung verhindert zu haben, daß die Rebellion zu einem Religionskrieg ausartete und daß es nicht zu einem allgemeinen Massaker der Christen kam. Der schwerste Vorwurf, den seine Gegner – und er hat deren viele – gegen ihn erheben, ist dieser: Ohne seine allzu moslemfreundliche Haltung und seine Unterstützung der Opposition gegen Chamoun wäre es nie zur Rebellion gekommen. Die Moslems hätten nicht den Mut gehabt, zum offenen Aufruhr zu schreiten. Das Verhalten des Patriarchen während des Aufstandes hat schärfste Kritik gefunden. Er empfing, als der Kampf zwischen Moslems und Christen tobte, ehrenvoll islamische Rebellenführer, die für den Mord an Christen verantwortlich waren, schickte den Moslems, die Ver-

luste zu beklagen hatten, Beileidstelegramme, den Christen dagegen nicht. Der Patriarch beschuldigte in einer Pressekonferenz Ende Mai 1958 öffentlich seine eigenen Bischöfe, sie seien von der Regierung gekauft. Solche Dinge verträgt das Selbstbewußtsein der libanesischen Christen einfach nicht. Selbst Freunde des Patriarchen geben zu, daß 60% seiner eigenen Kommunität gegen ihn sind. Nach den Gegnern sind es 95%. Die Erbitterung vieler Christen gegen den Patriarchen ist so stark, daß man sein Palais in Bkerke von moslemischen Soldaten bewachen lassen muß, die den Patriarchen gegen seine eigenen Glaubensgenossen schützen sollen. So etwas dürfte in der Geschichte des Libanon noch nicht dagewesen sein.

Außerhalb des Libanon wird bei den Christen die Haltung des maronitischen Patriarchen durchwegs weniger scharf kritisiert als im Lande selbst. Man erkennt vielfach an, daß die moslemfreundliche Politik des Patriarchen für die Christen in den arabischen Ländern auch gute Folgen hatte. Eine prowestliche und antiarabische Einstellung des maronitischen Patriarchen hätte verheerende Folgen für die Christen gehabt. Die Art und Weise des Vorgehens des Patriarchen wird freilich auch von den nicht-libanesischen Christen abgelehnt.

Man hat im Libanon den Frieden notdürftig wieder hergestellt. Auch die Moslems haben sich wieder zur Unabhängigkeit des Libanon bekannt. Nicht wenige von ihnen, besonders aus der jüngeren Generation, schätzen den Libanon doch als Land der Freiheit und ziehen ihn einem totalitären arabischen Staat vor. Der wirtschaftliche Dirigismus des Nasser-Regimes und seine Agrarreform haben zudem bei vielen Besitzenden die Begeisterung für den neuen Saladin merklich abgekühlt. So kann man hoffen, daß die Ruhe im Libanon dauerhaft sein wird.

### Jordanien und Irak

In Jordanien ist die Lage der Christen bis jetzt befriedigend. Ein Beispiel für die wohlwollende Haltung des Königs: Er verlieh einem amerikanischen Wohltäter der griechisch-katholischen Kommunität, mit dessen Hilfe man eine neue Kathedrale in Amman bauen konnte, einen Orden und beauftragte den griechisch-katholischen Bischof der Hauptstadt, dem Wohltäter diesen Orden persönlich zu überbringen. In Jordanien haben Christen und Moslems zusammen gegen die Israelis gekämpft. Dieser gemeinsame Kampf hat doch ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen. Die Moslems versichern immer wieder: «Die Christen sind unsere Brüder». Als Symbol für diese Verbrüderung hängt im Arbeitszimmer des Bürgermeisters von arabisch-Jerusalem neben dem Bild des Königs ein Bild nicht bloß der Omar-Moschee, sondern auch

ein solches der Grabeskirche. Es ist aber ungewiß, ob der König sich auf die Dauer auf seinem Thron halten wird, und was dann mit den Christen geschieht, weiß niemand.

Im Irak befürchten die Christen vor allem das Anwachsen des kommunistischen Einflusses. Die Haltung der neuen Regierung gegenüber den Christen ist bisher nicht unfreundlich. Für den Libanon wurde sogar ein Katholik zum Botschafter ernannt. Der Irak unterhält im Gegensatz zur Vereinigten Arabischen Republik und dem Libanon keine diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan. Es gibt dort keinen Nuntius, sondern ebenso wie in Jordanien nur einen Apostolischen Delegaten.

Die Lage der Christen im arabischen Raum ist ernst, aber nicht verzweifelt. Man kann hoffen, daß der gegenwärtig stark überhitzte arabische Nationalismus sich auch einmal mäßigen wird. Wenn die Araber einmal erst ihrer selbst sicher geworden sein werden, dann brauchen sie sich nicht mehr so wild national zu gebärden, wie sie es heute tun. Dann werden sie vielleicht auch den Christen gegenüber eine tolerantere Haltung einnehmen. Bei nicht wenigen Moslems, besonders bei den gebildeten, bahnt sich eine echt liberale Gesinnung gegenüber ihren christlichen Mitbürgern an, denen sie wahre Gleichberechtigung zugestehen wollen. Sie müssen heute freilich noch auf den Fanatismus der Massen Rücksicht nehmen. Die Christen des Nahen Osten sind heute auf sich selbst gestellt. Die Zeit der Protektorate westlicher Mächte ist ein für allemal vorbei. Die einheimischen Christen müssen sich durch ihre loyale Haltung gegenüber dem Vaterland und ihren persönlichen Wert durchzusetzen versuchen und sich durch ihre Leistungen im kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Leben ihres Landes unentbehrlich machen. Wir Christen des Westens können und sollen ihnen dabei ohne jeden politischen Hintergedanken helfen. Es kommt darauf an, allgemein das kulturelle Niveau der einheimischen Christen zu heben, sie beim Ausbau ihrer eigenen Schule zu unterstützen und insbesondere jungen Christen zu einer gediegenen Berufsausbildung im eigenen Land oder bei uns im Westen zu verhelfen. Ein Zusammenbruch der Christen im Nahen Osten würde für das Christentum in der ganzen Welt eine folgenschwere geistige Niederlage bedeuten.

*Prof. Wilhelm de Vries, Rom*

## Der Aufstieg der Völker in die menschliche Gemeinschaft

Die Soziale Woche in Angers vom 11. bis 16. Juli 1959

Die «Sozialen Wochen Frankreichs» nennen sich eine «Wandernde Universität». Seit 1904 versammeln sie in immer wieder anderen Städten eine große Schar französischer Katholiken zu Tagen der Unterweisung, der Diskussion und der Besinnung über die großen Fragen menschlichen Zusammenlebens, die sich unserer Zeit stellen. Aus ihren Themen seien genannt: Die Ständeordnung [Angers 1935], Krieg und Frieden [Pau 1953], die Erziehung als soziales Problem [Versailles 1958]. Das Thema der diesjährigen Sozialen Woche, die vom 11. bis 16. Juli in Angers stattfand, lautete: «Der Aufstieg der Völker in die menschliche Gemeinschaft».

Die «Soziale Woche» ist stets in der Hauptsache ausgefüllt von einer Reihe Vorlesungen berufener Lehrer, die das jeweilige Thema der «Woche» von den verschiedensten Seiten beleuchten. Dabei lassen sich ganz allgemein zwei Abschnitte des Programms unterscheiden: In den ersten Tagen der Woche geht es darum, eine Kenntnis der grundlegenden Fakten und Zu-

sammenhänge des betreffenden Problemkreises zu vermitteln. Daran schließt sich eine Besinnung auf die Forderungen des Christentums angesichts der besonderen sozialen Wirklichkeit, der man jeweils sein Augenmerk schenkt, zusammen mit einer Überlegung der praktischen Aufgaben im Lichte der grundsätzlichen Forderungen.

Neben den großen Vorlesungen werden in kleineren Kreisen praktische Teilprobleme des allgemeinen Themas diskutiert. Nicht zu übersehen ist ferner die Bedeutung, die den «Sozialen Wochen» als Treffpunkten der katholischen Welt Frankreichs zukommt. Über das offizielle Programm hinaus bieten sie eine einzigartige Gelegenheit des Austausches von Gruppe zu Gruppe, von Mensch zu Mensch.

### *Der äussere Ablauf*

Die Aktualität des Themas hatte einen Rekordbesuch zur Folge: etwa zweitausend Dauerkarten wurden ausgegeben. Es mag interessieren, daß 8 Prozent der Besucher Klosterfrauen, 24 Prozent Geistliche und 58 Prozent unter 40 Jahre alt waren. 44 Nationen waren vertreten, erfreulich die Teilnahme von über hundert, meist jungen Besuchern aus den Ländern der Französischen Gemeinschaft, vor allem aus dem schwarzen Afrika.

Unter den insgesamt achtzehn Vortragenden befanden sich viele Hochschulprofessoren, auch ehemalige Minister, sowie Männer mit langer Erfahrung in überseeischen Gebieten. Im ersten, einführenden Teil gewannen

die Hörer durch eine Reihe ausgezeichnet aufeinander abgestimmter Vorträge von kompetenter Seite einen umfassenden, wenn auch notgedrungen nur allgemeinen Überblick über die Probleme, die sich aus dem Zusammenprall der technisierten Zivilisation, insbesondere des Westens, mit den technisch unterlegenen Kulturen der «Dritten Welt» ergeben – jener dritten Welt zwischen den beiden großen Blöcken, die sich heute gegenüberstehen. Themen wie «Die Geopolitik der Unterentwicklung», «Die internationale Hilfe für die unterentwickelten Länder» oder «Die Versuchung des marxistischen Experiments» beleuchteten von verschiedenen Seiten die komplexe Frage, die zur Schicksalsfrage der Menschheit geworden ist.

Drei Vorträge von Geistlichen leiteten den Teil der «Woche» ein, der der grundsätzlichen Besinnung und der Ausarbeitung praktischer Richtlinien galt. Der Jesuit *P. Soras* sprach über «die christliche Konzeption der Entwicklung», der Dominikaner *P. Lebret* über «die Berufung der Völker zur Entwicklung» und der in Frankreich lebende chinesische Oratorianer *Houang* über «die Verantwortung der Völker vor sich selbst und vor der Weltgemeinschaft».

Die Arbeit der letzten Tage galt dann verschiedenen Aspekten der praktischen Seite des Problems. *Louis-Paul Aujoulat*, früherer Minister für die überseeischen Gebiete, sprach über «kulturelle Entwicklung und Bildung von Führungskräften», Generalgouverneur *Robert Delavignette* über «politische und soziale Umwandlungen als Folge der Entwicklung», *Pierre-Henri Teigen*, der ebenfalls Minister für die überseeischen Gebiete war, schilderte den «Beitrag Frankreichs zum Aufstieg der Völker».

Die insgesamt zehn Diskussionsgruppen beschäftigten sich mit besonders drängenden Einzelfragen, zum Beispiel «Förderung der Frau: soziale und gesundheitliche Aspekte», «Anpassung des Menschen an die industrielle Arbeit und Berufsausbildung», «Studenten und Intellektuelle aus den überseeischen Gebieten in Frankreich», «Forschung und Untersuchung im Dienst der Aktion».

Die Fülle des Gebotenen läßt die Sondernummer der «Chronique Sociale», des Organs der «Sozialen Wochen», in der die Vorträge von Angers erscheinen, zu einem wichtigen Handbuch werden. Hier, auf engem Raum, kann nur versucht werden, einige Grundlinien aufzuzeigen, die der «Sozialen Woche» von Angers ihr Gepräge gaben, weil sie offenbar für die Situation der Menschheit unserer Tage bestimmend sind.

## Ergebnisse und Reflexionen

Wohl viele Teilnehmer, besonders soweit sie aus Ländern ohne koloniale Verpflichtungen kommen, mußten in Angers zunächst einmal an sich selbst eine eigenartige Erfahrung machen. Die intensive, sechs Tage hindurch andauernde geistige Beschäftigung mit unserer weiten und doch allmählich eng werdenden Welt konnte einem ihre Wirklichkeit in einer unmittelbaren, ja erschreckenden Weise nahebringen, die fragen läßt: leben wir Europäer nicht vielfach so, als ob unsere vertraute engere Welt mit der Welt schlechthin zusammenfiel? Erscheint uns nicht heute noch manches, was fern in anderen Erdteilen geschieht, eigentümlich unreal, wie außerhalb oder doch am Rande unserer Welt stehend? In Wirklichkeit jedoch ist unsere Welt nur ein Teil der ganzen Welt und sie läuft Gefahr, von der anderen Welt überspült zu werden, wenn sie sie nicht bitter ernst nimmt.

Die Menschheit als etwas Ganzes ist von einer metaphysischen oder idealen Wirklichkeit zu einer auch empirischen und sozialen Wirklichkeit geworden.

*P. Lebret* drückte das so aus: Es gibt ein *bonum commune*, ein Gemeinwohl der Menschheit im ganzen. Die Pflichten, die sich daraus ergeben, verlangen mehr als gelegentliche Almosen wie für einen, der uns im Grund wenig angeht. Es sind die Pflichten von Gliedern einer Gemeinschaft.

### *Der Hunger und die Wirtschaftshilfe*

Das heute und auf lange Zeit hinaus brennendste Problem, der Hunger in der Welt, ist darum nicht nur ein Anruf an die Großzügigkeit der wohlhabenden Menschen und Völker, sondern in erster Linie eine Frage der Gerechtigkeit. Die Güter der Erde sind für die ganze Menschheit bestimmt, und es ist einfach ungerecht, wenn zwei Drittel der Menschheit hungern, während ein kleinerer Teil sich eines Wohlstandes erfreut, den man, in seiner stärksten Ausprägung, als «Wirtschaft der Verschwendung» bezeichnen könnte. Nur um das Wachstum der Menschheit auszugleichen,

müßte die erzeugte Nahrungsmenge jährlich um vier bis fünf Prozent zunehmen. Tatsächlich ist aber seit zwanzig Jahren nur eine jährliche Zunahme von einem Prozent zu verzeichnen. Um mit dem Wachstum der Menschheit Schritt zu halten, müßten jährlich dreißig bis vierzig Milliarden Dollar investiert werden, während gegenwärtig auf der ganzen Welt nur etwa vier Milliarden Dollar jährlich für die Hilfe an unterentwickelte Länder aufgebracht werden. Hingegen beträgt der jährliche Aufwand für Rüstungszwecke für die ganze Welt etwa 100 Milliarden Dollar.

Übrigens steht Frankreich mit seiner Hilfe für unterentwickelte Gebiete, gemessen an seiner Wirtschaftskraft, an der Spitze vor allen anderen Ländern. Es bringt dafür jährlich etwa 600 Millionen Dollar auf gegenüber etwa 300 Millionen Dollar von Großbritannien und 200 Millionen von der Sowjetunion.

Mit bloßer Hilfe ist es hier nicht getan. Vom Zeitalter des Beistandes heißt es zum Zeitalter der Zusammenarbeit fortzuschreiten. In der Zusammenarbeit aber muß eine echte Gemeinschaft erwachsen. Die zweiseitige Hilfe, wie sie sich nach dem vergangenen Krieg eingebürgert hatte, ist für die unterentwickelten Länder mit großen Nachteilen verbunden: oft ist sie an politische oder militärische Bedingungen geknüpft, oder ihre Verwendung ist gebunden, weniger nach den Bedürfnissen des Empfängerlandes als nach den wirtschaftlichen Interessen des Gebers.

### *Das Ende des wirtschaftlichen Liberalismus*

An dieser Stelle ist ein Ergebnis der «Sozialen Woche» zu erwähnen, das in überraschender Einmütigkeit zum Ausdruck kam: das liberalistische Prinzip, demzufolge das freie Spiel der Kräfte im Wirtschaftsleben von selbst für den rechten Ausgleich Sorge, darf heute nicht als Richtlinie für die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen hochindustrialisierten und unterentwickelten Ländern angesehen werden. Es setzt ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen beiden Partnern voraus. Davon kann aber hier keine Rede sein.

Im Verkehr mit diesen Ländern wird der wirtschaftliche Liberalismus zur Verlängerung des Kolonialismus, zur Ausbeutung.

Die gegenwärtige Baisse der Rohstoffpreise zeugt davon. Länder, deren Wohlergehen an dem Export eines einzigen Gutes hängt, sind unter dem gegenwärtigen System mit seinen starken Preisschwankungen einer unerträglichen Unsicherheit ausgesetzt. Es geht also nicht ohne Planen.

Und zwar muß von beiden Seiten geplant werden.

Die Geber haben sich darum zu kümmern, daß in ihrem eigenen Land die Voraussetzungen für einen dauerhaften wirtschaftlichen Austausch mit einem Partner, der sich entwickeln will, geschaffen werden. Das kann etwa einschließen, daß bestimmte Industriezweige im eigenen Land eingeschränkt werden müssen, um einer jungen Industrie des anderen Landes Entfaltungsmöglichkeiten zu gewähren. Das erfordert einen tiefgehenden Wandel in unserem gegenwärtigen Wirtschaftssystem. *François Perroux*, Professor am Collège de France, forderte darum die Unterwerfung der Handelswirtschaft unter die Bedarfswirtschaft und eine politische Kontrolle der Wege der Industrie.

Solange aber das Streben nach der größtmöglichen Rendite das Wirtschaftsgeschehen in den hochindustrialisierten westlichen Ländern ausschlaggebend bestimmt, ist nicht zu erwarten, daß diese Länder ihre Aufgabe in der heutigen Welt erfüllen werden. Die so notwendigen Investitionen zur Befriedigung des dringenden und dauernd wachsenden Bedarfs sind zumindest auf sehr lange Sicht unrentabel, so daß privates Kapital kaum zur Verfügung steht.

Auf der andern Seite führte das gegenwärtige Wirtschaftssystem zu einer ungesunden Abkapselung der hochindustrialisierten Wirtschaften, wie *André Piétte*, Professor an der Universität Paris, sagte, zu einem *circulus vitiosus* febriler Aktivität im abgeschlossenen Bezirk der Gebiete mit hochentwickelter Wirtschaft, ohne Fähigkeit, belebend auf andere Gebiete

überzugreifen; daher das Paradox der Überfülle in einzelnen Ländern angesichts eines katastrophalen Mangels auf Weltebene (vielleicht liegt hier ein Gegenstück zu der eingangs erwähnten geistigen Abkapselung): Eine großzügige Öffnung könnte sowohl auf das wirtschaftliche und soziale Leben der westlichen Länder förderlich wirken, wie auch ihre geistige Entwicklung befruchten: Der Gebende wird mehr beschenkt als der Empfangende; hieß ein Wort, das ebenfalls in Angers fiel.

#### *Aufgaben der Empfangenden*

Die größere Leistung aber wird von den Empfangenden verlangt. Für sie bringt die Anpassung an die Bedingungen des industriellen Zeitalters einen Bruch oder wenigstens einen gewaltigen Schock für ihre überkommene Kultur und Gesellschaftsordnung mit sich – daß ein Mangel an technischer Entwicklung nicht ein Fehlen von Kultur und Gesittung bedeutet, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Wichtiger als die äußere Ausstattung mit Geld und Maschinen ist die Vermittlung der geistigen Beherrschung der Technik und ihrer sozialen Auswirkungen. *Aujoulat* konnte einen Großteil der jungen Elite jener Länder als «geopferte Generation» bezeichnen, die – vielfach in Gefahr, von den ihren ausgestoßen und von den anderen nicht aufgenommen zu werden – wie ein Prellbock den Zusammenstoß zwischen der Tradition ihrer Heimat und den Anforderungen der neuen zivilisierten Welt auszuhalten haben. Sie sind hin- und hergerissen zwischen der «Sehnsucht nach der Tradition und dem Durst nach Modernisation». Entscheidend wird es sein, nicht nur eine Elite von Intellektuellen aus den Ländern der «Dritten Welt» heranzubilden, sondern auch eine mittlere Schicht lokaler Führungskräfte, die sozusagen den Strom des Neuen in die kleinen Bäche des alltäglichen, meist dörflichen Lebens verteilen und in geduldiger Arbeit fruchtbar machen sollen.

#### *Nicht spektakuläre Werke*

Es geht überhaupt weniger darum, wie Professor *Maurice Byé* von der Universität Paris feststellte, an einzelnen Stellen spektakuläre Werke moderner Technik zu errichten, die mit dem übrigen Land keinen rechten Zusammenhang haben, sondern darum, eine breite Hebung des Lebensstandards, in erster Linie durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden, zu erreichen, aber auch hier nicht in einem Maximalismus technischer Perfektion, sondern in geschmeidiger Anpassung an die sozialen Gegebenheiten des Landes. Für den islamischen Raum hielt *Byé* genossenschaftliche Zusammenschlüsse in der Landwirtschaft für angebracht. Auch sollte seiner Meinung nach den Gemeinden wirtschaftliche Verantwortung übertragen werden.

Natürlich spielt die kommunistische Versuchung angesichts der notwendigen Veränderungen eine große Rolle. Sie besteht gerade darin, die so lebensentscheidende technisch-wirtschaftliche Entwicklung zum absoluten Maßstab für das gesellschaftliche Leben schlechthin zu erheben, um sie dadurch möglichst durchschlagend, ja glanzvoll zu verwirklichen. Das Beispiel Rotchinas wirkt so faszinierend, weil hier zum ersten Mal ein großes farbiges Volk einen grandiosen Versuch zur Emanzipation in der Verwirklichung seiner Entwicklung un-

ternimmt. Die ungeheuren «menschlichen Kosten», die damit verbunden sind, werden allzu leicht übersehen.

#### *Das soziale Genie des Christentums*

Letztlich geht es nicht allein um die Hebung der äußeren Lebensbedingungen, sondern darum, daß zugleich mit ihr Formen eines wahrhaft menschenwürdigen Zusammenlebens gefunden werden. Voraussetzung dafür aber ist wiederum, daß der äußere Erfolg nicht oberste Richtschnur im wirtschaftlichen und sozialen Handeln des Menschen sein darf. Damit aber erscheint die ungeheuer wichtige Rolle, die das Christentum auch im irdischen, sozialen Bereich zu spielen hat. Nur im Christentum kann die Menschheit die sittliche Grundlage für eine menschenwürdige Gestaltung des sozialen Lebens finden. *Professor Piettre* verurteilte darum in seinem Vortrag über «den Aufstieg der Völker und das Heil der Welt» aufs schärfste jene dualistische Dissoziation des Irdischen und Überirdischen, die zu einem Verzicht auf die christliche Gestaltung des irdischen Lebens führt. Er erinnerte daran, daß Auguste Comte, der Begründer des Positivismus, das Wort vom «sozialen Genie des Christentums» geprägt hat. So war es vielleicht das trostreichste Ergebnis der «Sozialen Woche» von Angers, daß die heilbringende Mission des Christentums für eine Menschheit die Rettung bedeutet, die anderswo keinen Ausweg aus der Not des Leibes und der Seele findet.

#### *Eine Schlußerwägung*

Es könnte uns überraschen, einen jungen afrikanischen Gewerkschaftssekretär mit französischer Beredsamkeit einen Aussprachekreis leiten zu sehen, oder von farbigen Studenten zu hören, daß sie sich dem Studium europäischer Literatur oder europäischer Philosophie widmen. Sind wir nicht versucht zu glauben, daß eigentlich nur der unsere Kultur richtig verstehen könne, der bei uns aufgewachsen ist? Gerade die französische Kultur- und Erziehungspolitik jedoch hat sich entschieden auf einen anderen Standpunkt gestellt, und ungezählte Farbige haben in Europa eine geistige Heimat gefunden. Sicher spielt mit, daß das französische Volk seine nationale Berufung stets als einen menschheitlichen Auftrag empfand. Aber ist nicht unsere europäische Kultur überhaupt seit ihren griechischen Anfängen eine humanistische – und heißt das nicht auch eine menschheitliche, für die ganze Menschheit offene – Kultur? Unsere Zeit hat die Chance, aus dem alten Ideal eine neue Wirklichkeit zu machen. Ist es nicht ein Symbol, wenn eine nordafrikanische Laienspielergruppe – wie ein junger Philosophieprofessor erzählte, der in Algerien unterrichtet – Molière in das Gewand einer arabischen Pantomime kleiden und damit französische Soldaten wie Einheimische begeistern konnte? Vieles, was uns als ausschließlich nationale oder kontinentale Eigenart erscheint, ist doch nur Variation eines Allgemeinmenschlichen. Auf dieser Ebene des allen Menschen Gemeinsamen, das sich überall verschieden ausdrückt, bietet sich gerade auch unserer Kultur eine noch längst nicht ausgeschöpfte Möglichkeit fruchtbarer Begegnungen mit dem, was anderswo entstand.

*Dr. Josef H. M. Habel*

## Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

*Follereau Raoul*: Vagabund der Nächstenliebe. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 216 S., Leinen.  
*Franz von Assisi*: Die Werke. Sonnengesang — Testament — Ordnungsregeln — Briefe. Die Blümlein. Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1958. Italienische Literatur, Band 1. 184 S., Leinen kasch. DM 1.90.

*Fries Heinrich*: Kirche als Ereignis. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958. 119 S., Leinen DM 7.80.

*Funk Josef, SVD*: Einführung in das Missionsrecht. Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen/Rhld., 1958. 156 S., brosch. DM 9.80.

*P. Gabriel a. S. Maria Magdalena, OCD.*: Geheimnis der Gottesfreundschaft. 3. Band: Betrachtungen vom zehnten bis letzten Sonntag nach Pfingsten. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 452 S., Leinen DM 17.80.

*Galot Jean, S. J.*: Marie dans l'Évangile. Desclée de Brouwer, Bruges, 1958. 204 S., brosch. bFr. 110.—.

## Vortragsdienst des Apologetischen Instituts

### Wie wird das Bibellesen interessant?

#### Zyklus von vier Vorträgen

Die Bibelbewegung der letzten Jahre hat in vielen Katholiken das Verlangen geweckt, die Bibel zu lesen. Manche haben sich daran gemacht, im Neuen Testament zu lesen. Aber sie haben den Versuch bald wieder aufgegeben. Denn die Bibel ist ein schweres Buch. Der Umgang mit der Bibel muss erlernt werden. Es gibt gewisse Methoden, sozusagen eine Technik des Bibellesens. Wer sie kennt, wird am Bibellesen Freude bekommen. Ziel der vier Vorträge ist es, mit dieser Technik des Bibellesens vertraut zu machen.

Anfragen sind zu richten an den Referenten: Dr. Max Brändle, Scheideggstrasse 45, Zürich 2.

**Gobry Ivan:** Franz von Assisi in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten. Reihe Rowohlt's Monographien. Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1958. 174 S., DM 2.20.

**Gottesdienst — Menschendienst.** Eduard Thurneysen zum 70. Geburtstag am 10. Juli 1958. Evangelischer Verlag AG., Zolli-ikon, 1958. 350 S., Leinen. Fr. 30.55.

**Guardini Romano:** Jesus Christus. Geistliches Wort. Werk-bund-Verlag, Würzburg, 1957. 103 S., Leinen DM 5.80, kart. DM 2.70.

**Hamman Adalbert, OFM:** La philosophie passe au christ. L'oeuvre de Justin: Apologies I et II. Dialogue avec Tryphon. Editions de Paris, Paris VIIe, 1958. 366 S., brosch.

**Hausei Richard / Franz Scholz:** Der Mensch unter Gottes An-ruf und Ordnung. Festgabe für Theodor Müncker. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1958. 270 S., Leinen DM 18.—.

**Kafka Gustav E.:** Die Katholiken vor der Politik. Verlag Her-der. Freiburg i. Br., 1958. 196 S., engl. Broschur DM 12.30.

**Karl Anton Prinz Rohan:** Besuch in Ronchamp. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg, 1958. 36 S., Pappband DM 4.80.

**von Kibéd, Prof. Dr. Alex. Varga:** Wesen und Schicksalsfragen des Emigrantentums. Amerik.-Ungar. Buchdienst, Köln, 1958. 16 Seiten, brosch.

**Kirchgässner Alfons:** Geistliches Wörterbüchlein. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1958. 136 S., geb. DM 6.80.

**Krockow, Dr. Christian Graf von:** Die Entscheidung. Eine Un-tersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger. «Göttinger Abhandlungen zur Soziologie», Band 3. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, 1958. IV/164 S., kart. DM 16.—.

**Kunz Leo:** Das Internatsproblem in der Praxis. Heft 14 der Schriftenreihe «Formen und Führen». Hrsg. Institut für Heil-pädagogik, Luzern. St. Antoniusverlag, Solothurn, 1958. 126 S., kart. Fr. 9.—.

**Leclercq Jacques/Jakob David:** Die Familie. Ein Handbuch. Herder-Verlag, Freiburg i. Br., 1958. 2. Auflage, 432 S., Leinen.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halb-jährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 12.—. Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstrasse 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volks-bank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785. PschA. Lud-wigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halb-jährl. fr. 400.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Ver-merk: Compte attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Inns-bruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rah-ner). Jährl. Sch. 70.—. U.S.A.: Jährl. \$ 3.—.

**Levie Jean, S. J.:** La Bible, parole humaine et message de Dieu. Desclée de Brouwer, Paris-Bruges, 1958. 350 S., brosch. bFr. 195.—, fFr. 1800.—.

**Lippert Peter, S. J.:** Der heilige Rosenkranz in Bildern. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 58 S., mit 13 Bildern und 6 mehr-farbigen Bildtafeln, Pappband DM 5.80.

**de Lubac Henri:** Ueber die Wege Gottes. Verlag Herder, Frei-burg i. Br., 1958. 352 S., Leinen.

**Magiera Kurtmartin:** Im Paradies Neun. Roman. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1958. 404 S., Leinen DM 14.80.

**Marrou Henri:** Augustinus in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten. Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1958. Band 8 der Reihe Monographien. 176 S., DM 2.20.

**von Matt Leonard:** Sammlung Roma: Architektur im antiken Rom - Die Peterskirche - Kunst im Vatikan - Römische Bild-werke. Alle im NZN-Buchverlag, Zürich, 1958.

**Miller Josef, S. J.:** Der Papst über die Ehe. Eine Sammlung von päpstlichen Kundgebungen. Schriftenreihe «Sehen - Urteilen - Handeln», Band 5. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München, 1958. 160 S., kart. Fr. 4.20, öS 24.—.

**Montalta Eduard:** Wer soll studieren? Reihe «Dienen und Hel-fen», Band 15. St. Antonius-Verlag, Solothurn, 1958. 72 S., brosch. Fr. 1.—.

**Mosshamer Ottilie:** Priester und Frau. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 346 S., Leinen DM 18.50.

**Müller Max:** Existenzphilosophie im geistigen Leben der Gegenwart. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1949, 2. Aufl. 1958. 159 S., Leinen DM 8.80.

**Nellen Peter:** Der Preis der Freiheit. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg, 1958. 32 S., Pappband DM 4.80.

**Newman John Henry:** Glaubensbegründung aus dem Persön-lichen. Ausg. Texte. Herausg. und eingeleitet von Dr. Johan-nes Artz. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 100 S., engl. Broschur DM 4.80.

**Nigg Walter:** Grosse Heilige. 6. Auflage. Artemis-Verlag, Zürich, 1958. 512 S., Leinen Fr. 9.80.

**Ott Heinrich:** Eschatologie. Versuch eines dogmatischen Grund-resses. Heft 53 der «Theologischen Studien». Evangelischer Verlag AG., Zollikon, 1958. 75 S., brosch. Fr. 6.70.

**Otto Wolfgang:** Das Gesicht des Sonntags. Zum Mitvollzug der Messfeier. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frank-furt a. M., 1958. 140 S., Taschenformat, Leinen DM 6.20.

**Ovid:** Metamorphosen. Epos in 15 Büchern. Jubiläumsausgabe zum 2000. Geburtstag. Herausg. von Hermann Breitenbach. Artemis-Verlag, Zürich, 1958. 1220 S., Leinen.

**Péguy Charles:** Das Mysterium der Unschuldigen Kinder. Ver-lag Herold, Wien, 1958. 192 S., Leinen öS 74.—.

**Percheron Maurice:** Buddha in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten. Rowohlt-Verlag, Hamburg, 1958. Band 12 der Reihe Monographien. 173 S., DM 2.20.

**Picard Max:** Die Flucht vor Gott. Warum ist der Mensch allein? Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1958. Band 18 der «Herder-Bücherei». 151 S., Fr. 2.30.

**Pieper Josef:** Ueber den Begriff der Tradition. Westdeutscher Verlag, Köln/Opladen, 1958. 66 S., brosch. DM 3.70.

**Pieper Josef:** Hinführung zu Thomas von Aquin. Zwölf Vor-lesungen. Kösel-Verlag, München, 1958. 246 S. Ln. DM 12.—.

**Pieper Josef/Heinrich Raskop:** Christenbibel. Band 20 der «Herder-Bücherei». Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. 148 Seiten, DM 2.30.

**Platon.** Meisterdialoge. Phaidon - Symposion - Phaidros. Ein-geleitet von Olof Gigon, übertragen von Rudolf Rufener. Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart, 1958. 281 S., Leinen.

### Ein Standardwerk moderner Seelsorge:

PAUL RUSCH

## KIRCHE IM GEBIRGE UND ANDERSWO

Ein Leitbild zeitgemässer Pastoral. Kompendien-Reihe.  
256 Seiten, Leinen, Sfr. 14.—

Eine treffende Diagnostik der gegenwärtigen seelsorglichen Situation und ihrer Ursachen, ein klassisches Aktionspro-gramm der modernen Seelsorge, nicht rezeptartig, sondern stets auf das Grundsätzliche und unmittelbar auf die Praxis bezogen. Diese ist in der Diözese, die bei diesem Werk in allem mitgedacht ist, ebenso einsichtig, wie die autoritati-ven, klaren und gut disponierten Gedanken im Buche. Für alle cooperatores am Werk der Seelsorge, Priester wie Laien, insbesondere Lehrer, ein mitreisender Anruf.  
«Oesterr. Päd. Wart», Wien

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN